

Leben, um zu arbeiten?

Von Friederike Spiecker | 02.10.2013

Verschiedene Anfragen bzw. Kommentare von Lesern und Rückmeldungen aus Diskussionsveranstaltungen zeigen, dass die einerseits wortspielerische, andererseits zentrale Frage "Leben, um zu arbeiten, oder arbeiten, um zu leben?" für viele keineswegs so klar entschieden ist, wie man auf den ersten Blick meinen sollte.

Letzte Woche wurde ich auf einer Veranstaltung zu meinen lohnpolitischen Vorstellungen befragt. Ich hatte die goldene Lohnregel kurz erklärt, die darauf hinausläuft, dass der durchschnittliche nominale Stundenlohn um zwei Prozent (bzw. um die vereinbarte Zielinflationsrate der Zentralbank) mehr zulegen soll als die Stundenproduktivität. Was so viel bedeutet wie, dass der reale Stundenlohn im Schnitt so steigen soll wie die Stundenproduktivität. Alles was darunter bleibt, hatte ich erklärt, könne man als Lohndumping bezeichnen. Daraufhin fragt ein Zuhörer: "Wenn ein Ingenieur einfach konzentrierter und fleißiger arbeitet und dadurch pro Stunde mehr zustande bringt, das aber für das gleiche Geld tut, ist das dann auch Lohndumping?" Antwort: "Ja, denn eigentlich müsste er besser bezahlt werden". Entgegnung: "Aber so ist Wettbewerb nun mal: Jeder versucht, besser zu werden und damit den anderen zu unterbieten. Das ist Marktwirtschaft. Wenn man das nicht will, müsste man die Marktwirtschaft abschaffen."

Diese Vorstellung ist interessant. Zunächst einmal kann man den Ingenieur in Gedanken durch einen autark lebenden Bergbauern ersetzen, also jemanden, der praktisch mit keinem oder kaum einem Markt in Kontakt steht, der also nicht arbeitsteilig produziert und lebt. Wenn der fleißiger arbeitet und mehr zustande bringt, wird er dann den realen Erfolg seiner Bemühungen, also z.B. die größere Menge Bergkäse, die er produziert hat, in den Bergbach kippen oder wird er ihn selbst irgendwann verzehren? Letzteres ist der wahrscheinlichere Fall, weil sonst kaum zu erklären wäre, warum der Bergbauer sich mehr anstrengt. Wir halten also fest: Mehr Anstrengung, die von realem Erfolg gekrönt ist, zieht automatisch mehr Konsum nach sich. Oder umgekehrt: Mehr Anstrengung basiert auf dem Wunsch nach mehr Konsum (wobei damit noch nichts darüber gesagt ist, was da mehr konsumiert werden will: mehr Benzin für Autofahrten ins Grüne, mehr Biofleisch aus nachhaltiger Produktion oder mehr Freizeit resp. kürzere Arbeitszeit für mehr Spielen mit den eigenen Kindern). Denn wir leben nicht, um zu arbeiten, sondern wir arbeiten, um zu leben.

Nun ersetzen wir gedanklich den autarken Bergbauern wieder durch den Ingenieur, der für seine Arbeit mit Geld entlohnt wird und voll integriert ist im System der hoch spezialisierten Arbeitsteilung. Ar-

beitet er konzentrierter und bringt er dadurch mehr zustande, steigt die real vorhandene Gütermenge in irgendeiner Form. Nimmt sein monetäres Entgelt nicht entsprechend zu, kann er sich bei gleich bleibenden Preisen aber kein Mehr an Gütern leisten. Das war aber wie beim Bergbauern eigentlich das Ziel seiner vermehrten Anstrengung, oder?

Der besagte Zuhörer würde das möglicherweise gar nicht bestreiten, meint aber, wenn ich ihn richtig verstanden habe, dass der Mechanismus des Wettbewerbs nun einmal dafür Sorge, dass der Ingenieur nicht mehr verdienen *könne*, selbst wenn er wollte: Die Notwendigkeit, sich am Markt zu behaupten, mache die Dumpingstrategie überlebenswichtig. Denn die nicht mit höherem Lohn entgolte Mehranstrengung führe bei dem Unternehmen, für das der fleißige Ingenieur arbeitet, tendenziell zu einer Überlegenheit am Markt. Zumindest könne das Unternehmen seine Marktanteile verteidigen, wenn in anderen Unternehmen quasi spiegelbildlich ebenfalls Ingenieure säßen, die auch bereit seien, für den gleichen Lohn härter zu arbeiten. Da man dieses Verhalten niemandem verbieten könne, sei es rational, sich im Wissen um diesen Druck dem Wettbewerb zu stellen und auf Lohnsteigerungen zu verzichten, die dem Produktivitätsanstieg entsprächen. Mit anderen Worten: Eine Art Unterbietungswettbewerb.

Hier steckt das Problem: Wenn tatsächlich real mehr produziert wird, die Einkommen aber nicht mit steigen, wer soll dann das Mehr an Produkten kaufen? Denn höhere Gewinne entstehen ja erst, wenn die Produktion auch tatsächlich abgesetzt wurde; man kann also nicht argumentieren, höhere Gewinneinkommen stünden als Nachfragestütze zur Verfügung.

Nun, könnte der Zuhörer entgegnen, das Unternehmen mit dem fleißigen Ingenieur nutzt die höhere Produktivität für Preissenkungen. Dann steigen in der Summe gesehen die *realen* Lohneinkommen trotz gleich bleibender nominaler Lohneinkommen. Und zwar bei hartem Wettbewerb um genau so viel, dass der real gestiegenen Gütermenge eine ebenso gestiegene reale Lohnsumme und dadurch auch eine real gestiegene Nachfrage gegenübersteht. (Am Rande: Das ist das berühmte "monetary management by the trade unions", von dem Keynes sprach.)

Das ist richtig. Nur befinden wir uns dann automatisch in einem deflationären Prozess, der auf Dauer jede Marktwirtschaft lähmt, wie ich [an anderer Stelle](#) bereits geschrieben habe. Das ist tatsächlich eine Gefahr, der auch die Geldpolitik, ist die Deflation erst einmal in Gang, kaum noch beizukommen vermag, weil sie die Nominalzinsen nicht unter Null drücken kann. Daher tut ein Land gut daran, dem einzelwirtschaftlich rationalen Unterlaufen der goldenen Lohnregel Einhalt zu gebieten, etwa durch flächendeckende, allgemeinverbindliche Tarifverträge und Mindestlöhne, die der goldenen Lohnregel entsprechend jährlich angehoben werden. Der Grundgedanke hier lautet: Wettbewerb ist weder eine Art Faustrecht noch ein Wert an sich, sondern lediglich ein Mittel zum Zweck. Der Zweck aber lautet, für die Bürger – und zwar für alle! – ein materielles Auskommen zu schaffen. Wenn die Dumpingstrategie genau diesem Zweck zuwiderläuft, weil sie zu Rezession und Depression führt, muss sie falsch sein. Wer die Dumpingstrategie (fälschlicherweise) für unumgänglich in einer Marktwirtschaft hält, muss entweder auf die (so verstandene) Marktwirtschaft verzichten oder auf die Demokratie.

Dazu passt, was ein anderer Leser berichtet: *"Mit der Regel konfrontiert, dass die Löhne mit der Produktivität steigen sollten, antwortete mir kürzlich ein studierter SPD-Wähler mit erschrockenem*

Gesicht: "Dann würden wir ja immer mehr verdienen! Das geht doch nicht!!" Mein Kommentar dazu: Soweit haben es die Neoliberalen im Verein mit den Medien in unserem Land also gebracht, dass viele Menschen davon überzeugt sind, dass wir uns laufend mehr anstrengen müssen, nur um zu überleben, nicht aber um von dem Mehr etwas zu haben. Wir leben also, um mehr zu arbeiten. Und zwar zum Wohle derer, die uns diesen Unfug glauben machen wollen.

Über den Autor



Friederike Spiecker ist Diplom-Volkswirtin und lernte das Handwerkszeug zur theoretischen und empirischen Makroökonomie am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung, Berlin. Heute arbeitet sie als freie Wirtschaftspublizistin und ist in der wirtschaftspolitischen Beratung von Parteien, Gewerkschaften und Verbänden tätig.

Veröffentlicht am: 02.10.2013

Erschienen unter: <https://makroskop.eu/2013/10/leben-um-zu-arbeiten/>